



**SPICA**

VERLAGS- & VERTRIEBS GMBH

1. Auflage Dezember 2011  
© SPICA Verlags- & Vertriebs GmbH  
Friedrich-Engels-Ring 6, 17033 Neubrandenburg  
Umschlagillustration: Henrik Miers  
Satz: SPICA Verlags- und Vertriebs GmbH  
Druck und Bindung: CPI - Clausen & Bosse, Leck  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise-  
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Printed in Germany  
ISBN 978-3-943168-00-6

KATHRIN KOLLOCH  
**DER NEID**

[www.spica-verlag.de](http://www.spica-verlag.de)



*Meinem Mann Peter;  
für seine aufrichtige Liebe, sein Vertrauen und  
seine immerwährende Unterstützung.*



# 1

## KAPITEL

*»Ich bin traurig, wegen dieses sonderbaren Planeten, den ich bewohne. Wegen aller Dinge, die ich nicht begreifen kann.«  
Antoine de Saint-Exupéry*

**Januar 1989**

Die Mutter beugte sich über das Bett und küsste ihre Tochter auf die Stirn. »Gute Nacht, mein Schatz.«

»Gute Nacht, Mutti.«

Die Mutter richtete sich auf, drehte sich um und beugte sich über die Couch. Sie lächelte das andere Mädchen an und streichelte sanft dessen Wangen.

»Gute Nacht, Steffi.«

»Gute Nacht, Frau Scriba.«

Die Frau ging zur Tür. »Schlaf schön und erzähl nicht mehr so lange.«

Die Antwort kam wie aus einem Munde. »Nein.« Beide Mädchen kicherten.

»Schließlich müsst ihr morgen zur Schule. Das bedeutet, früh aufzustehen.«

»Ja, Mutti.«

»Ja, Frau Scriba.«

Wieder kicherten die beiden. Die Frau lächelte wissend und löschte ohne ein weiteres Wort das Licht. Leise zog sie die Tür ins Schloss und verharnte noch einen Augenblick. Sie lauschte, doch aus dem Zimmer der Mädchen drang kein Laut an ihr Ohr. Zufrieden ging sie in ihre Küche. Sie musste

noch die Schulbrote für den morgigen Tag vorbereiten. Als die Mädchen sie in der Küche rumoren hörten, begannen sie zu flüstern.

»Leni?«

»Ja.«

»Ich finde deine Mutter total nett.«

»Ist sie auch, nur manchmal etwas streng.«

»Ja? Wirklich? Ich habe noch nie erlebt, dass sie streng oder böse war.«

»Oh doch. Mein Vater sagt auch immer, dass man sich dann lieber verziehen sollte, bis das Donnerwetter vorüber ist.«

»Das kann ich gar nicht glauben. Sie hat so ein freundliches Gesicht.«

»Glaub es nur. Und wie ist dein Vater so?«

»Der ist zwar oft traurig und streng, aber trotzdem lieb zu mir. Ich glaube, das hängt mit dem Tod meiner Mutter zusammen.« Beide Mädchen schwiegen.

»Wahrscheinlich werde ich im nächsten Schuljahr zu ihm ziehen müssen. Bis jetzt ist mein Umzug immer verschoben worden, aber nun scheint es ernst zu werden.«

Kathleen hörte die Traurigkeit aus der Stimme ihrer Freundin. Sie hatte deren Vater gelegentlich getroffen. Er erschien ihr zurückhaltend und verschlossen. Allerdings, wenn er zu seiner Tochter etwas sagte, erwartete er auch Folgsamkeit von ihr. Selbst bei Weisungen des Vaters, von denen Kathleen wusste, dass diese ihrer Freundin nicht genehm waren, fügte die sich widerspruchslos. »Steffi?«

»Ja?«

»Nimm deine Decke und komm zu mir ins Bett.«

Stefanie kam der Aufforderung ihrer Freundin gerne nach. Das Licht der Straßenlaterne schien von draußen in das Zimmer der Mädchen und tauchte es in ein trübes Licht. Eng aneinander gekuschelt, setzten sie flüsternd ihre Unterhaltung fort.

»Denkst du manchmal an deine Mutter?«

»Ja.«

»Kannst du dich noch an sie erinnern?«

»Ein wenig. Wenn ich an sie denke, sehe ich sie auch immer mit einem freundlichen Gesicht vor mir. Manchmal kann ich sogar noch ihr Lachen hören. Ich glaube, sie hat oft gelacht. Wenn sie gelacht hat, war auch mein Vater immer fröhlich. Er redet nicht mehr viel von ihr, aber ich denke schon, dass er sie geliebt hat und nicht über ihren Tod hinwegkommt.«

»Aber du hast mir doch erzählt, dass sie geschieden waren?«  
Kathleens Stimme klang erstaunt. »Meinst du, dass er sie auch nach ihrem Tod noch liebt?«

»Ja, das meine ich.«

»Hat er dir das gesagt?«

»Nein, er spricht fast gar nicht von ihr. Aber ich merke es an seinem Verhalten.«

»Erzähl mal.« Kathleen richtete sich ein wenig auf und drehte sich zu ihrer Freundin. Sie winkelte den Arm an und legte den Kopf in ihre Handfläche.

»Ich habe dir doch schon erzählt, dass ich eine Halbschwester habe.«

Kathleen nickte. »Die Tochter, die dein Vater mit seiner Freundin hat.«

»Genau.«

»Was ist mit der?«

»Mit der ist nichts. Aber, wenn man ein Kind zusammen hat, sollte man vielleicht heiraten, oder?«

»Quatsch. Man kann doch auch so zusammenleben.«

»Sicher kann man das, aber das ist es ja gerade. Mein Vater hat eine Beziehung zu seiner Freundin, aber er lebt mit ihr nicht zusammen. Heiraten will er sie auch nicht, obwohl sie das bestimmt gerne möchte. Ich denke, dass er sie nicht heiratet, weil er irgendwie immer noch an meiner Mutter hängt.«

»Vielleicht nimmt er aber auch bloß Rücksicht auf dich?«  
»Das glaube ich nicht. Ich finde seine Freundin nett.«  
»Und mag sie dich auch?«  
»Keine Ahnung. Jedenfalls versucht sie immer, wie eine Mutter zu mir zu sein. Aber ich glaube, mein Vater will das nicht. Ich denke, dass ihm das nicht gefällt.«  
»Sagt er ihr das?« Kathleen stand die Neugier im Gesicht geschrieben. Sie setzte sich auf.  
Stefanie schüttelte energisch ihren Kopf. »Ach wo. Aber er macht selten auf Familie. Wenn ich bei ihm bin, holt er auch meine Halbschwester zu sich, und dann verbringen wir meistens das Wochenende nur mit ihm. Gerade mal an den Feiertagen kommt seine Freundin dazu.«  
»Habt ihr im letzten Jahr Weihnachten und Silvester zusammen gefeiert?«  
»Nur Weihnachten. Am Heiligabend war ich mit ihm alleine. Den ersten und zweiten Weihnachtsfeiertag haben wir zusammen mit seiner Freundin und der Kleinen gefeiert.«  
»Hast du in der Nacht bei ihr in der Wohnung geschlafen?«  
»Nein. Nach dem Abendbrot sind wir zurück in die Wohnung meines Vaters gegangen. Ich glaube, dass der immer noch sauer auf sie ist.«  
»Wieso? Was hat sie gemacht?«  
Stefanie richtete sich ebenfalls auf und nahm die gleiche Stellung wie ihre Freundin Kathleen ein. »Sie hat meiner Halbschwester das von meiner Mutter erzählt.«  
»Sie hat was?« Kathleen beugte sich vor, um besser in das Gesicht ihrer Freundin sehen zu können.  
»Meine Halbschwester hat sie gefragt, wo meine Mutter ist. Darauf hat sie ihr erzählt, dass die ertrunken sei. Das ist der Kleinen dann in einem Gespräch mit mir rausgerutscht.«  
»Aber sie ist doch gar nicht ertrunken.« Kathleen vergaß zu flüstern, als sie erschrocken fragte: »Oder doch?«

Stefanie legte den Zeigefinger vor ihren Mund. »Pst.« Dann nickte sie und sagte: »Doch, ist sie.«

»Aber dein Vater hat dir doch erzählt, dass sie im Krankenhaus einen Schlauch schlucken musste und dann gestorben ist.«

»Das stimmte aber nicht. Als ich ihn zur Rede gestellt habe, hat er mir die Wahrheit erzählt. Er hat mir gesagt, dass sie durch Alkohol krank geworden ist und ihrem Leben ein Ende gesetzt hat. Sie ist ins Wasser gegangen.«

»Dann hat er dich so lange belogen?«, fragte Kathleen ungläubig.

»Ja. Er sagte, dass sie dadurch sogar oft vergessen hat, mich vom Kindergarten abzuholen. Sie soll sich mit anderen Männern herumgetrieben haben.«

Kathleen hörte an der belegten Stimme von Stefanie, dass der Tod ihrer Mutter ihr noch heute nahe ging. Sie legte den Arm um ihre Freundin und drückte sie. Bemüht um einen möglichst gleichgültigen Ton sagte sie: »Mensch, Steffi. Das ist doch nun schon zehn Jahre her. Außerdem hast du doch eine liebe Oma, die alles für dich tut, und deine Onkel tun doch auch alles für dich. Ich möchte auch so einen Onkel Klaus haben, der im Handel arbeitet und mir immer so schöne Sachen schenkt.«

Stefanie löste sich sanft aus dem Arm ihrer Freundin und legte sich wieder auf den Rücken. Kathleen sollte die Tränen, die ihr in die Augen schossen, nicht sehen. Sie versuchte sie zu unterdrücken und sagte wie nebenbei: »Den habe ich schon eine ganze Zeit nicht besucht.«

Auch Kathleen legte sich auf den Rücken und plauderte im Flüsterton weiter. Gekonnt wechselte sie das Thema. »Als wir heute auf dem Weg zum Gemeindehaus waren, haben Silke und ich uns über unsere Klassenfahrt zur Vorbereitung auf die Jugendweihe unterhalten. Ich habe sie gefragt, ob sie schon weiß, was sie zur Jugendweihe anziehen wird und wie ihre Frisur aussehen soll. Sie hat mir gesagt, dass sie einen

Minirock anziehen will. Also, ich finde, dass ihre Beine dazu viel zu dick sind und sie lieber eine Hose anziehen sollte.«

»Hast du ihr das etwa gesagt?« Stefanie strich sich ihre Haare glatt und bemühte sich dabei, unauffällig ihre Tränen wegzuwischen.

»Nein, natürlich nicht direkt. Ich habe darauf gesagt, dass ich selbst noch immer überlege, ob ich einen Rock oder doch lieber eine Hose anziehen werde. Dann habe ich gesagt, dass das aber schließlich jeder selber wissen müsse, weil so etwas davon abhängt, ob man seine Beine zeigen solle oder nicht. Weißt du eigentlich schon, was du anziehen willst?«

»Ja. Am liebsten ein langes Kleid. Kommt darauf an, ob wir einen Stoff bekommen, der mir gefällt. Meine Oma näht es dann. Ansonsten ziehe ich eine Hose an.«

»Ich möchte auch lieber ein langes Kleid anziehen. Aber bei mir wird es schwieriger. Ich habe keinen, der es mir näht.« Wieder wechselte Kathleen das Thema. »Wie fandest du eigentlich unser Programm heute?«

»Ich finde, dass das gut gelaufen ist. Ich kam nur einmal aus dem Rhythmus.«

»Beim Tanzen? Mir ist gar nichts aufgefallen.«

»Nein, nicht beim Tanzen. Beim Gedichtaufsagen.«

»Hattest du den Text vergessen?«

»Hatte ich auch nicht. Ich habe mich nur ein bisschen gegruselt.«

»Du hast dich gegruselt? Ja, worüber denn? Da war doch nichts, wovor man Angst haben konnte.« Neugierig drehte sich Kathleen wieder auf die Seite. Sie wollte in das Gesicht ihrer Freundin sehen. »Oh doch. Da war wieder dieser Mann. Ich hatte ihn schon einmal an Henrys Höhle gesehen. Als ich ihn da gesehen habe, hatte er nur einen Stoppelbart. Aufgefallen ist der mir, weil er so einen merkwürdigen Hut aufhatte. Als ich ihn heute gesehen habe, hatte er schon einen Vollbart.«

»Und wieso hast du vor dem Angst gehabt?«

»Der stand da und hat mich so komisch angestarrt. Ich habe mich richtig beobachtet gefühlt.«

»Vielleicht hast du ihm gefallen. Oder er findet dich schick.«

»Aber der ist doch schon älter.«

»Dann findet er dich vielleicht süß.« Kathleen konnte in dem trüben Licht des Zimmers erkennen, wie sich Stefanies Stirn in Falten legte. Sie strich darüber und sagte: »Mach dich nicht verrückt. Du bist schließlich süß.« Dann legte sie sich wieder auf den Rücken und zog sich die Bettdecke bis zum Kinn. Um Stefanie abzulenken, fragte sie: »Weißt du eigentlich schon, was du jetzt in den Winterferien machen wirst?«

»Eigentlich wollte ich arbeiten gehen, aber daraus wird nichts.«

»Warum nicht?«

»Ich fahre mit meinem Vater in den Winterurlaub zum Skifahren ins Riesengebirge.«

»Du hast es gut.«

»Na ja. Ich wäre auch gerne arbeiten gegangen.«

»Du darfst doch noch gar nicht.« Kathleen drehte ihren Kopf in Richtung ihrer Freundin. Im selben Augenblick fiel es ihr ein.

»Klar, darfst du. Du hast ja noch vor den Ferien Geburtstag.« Stefanie stieß ihre Freundin mit ihrem Ellenbogen leicht in die Seite. »Ich komme nächsten Sonnabend nicht zur Schule. Mein Vater holt mich ab. Wir wollen dann meinen Personalausweis abholen.«

Kathleen seufzte. »Du hast es gut. Bei mir dauert das noch ein viertel Jahr länger.«

Von draußen klopfte es an der Tür. Die Mädchen verstummten für eine kurze Zeit. Dann fing Kathleen von Neuem an zu flüstern. »Hattest du denn schon eine Arbeitsstelle?«

»Ja. Gerade letzte Woche habe ich Post vom Krankenhaus bekommen.«

»Die hätten dich genommen? Die nehmen Schüler?«

Kathleen gähnte. »Ja. Zum ersten Mal. Für alle Schüler, die

einen medizinischen Beruf ergreifen wollen, findet in den Winterferien ein Lager für Erholung und Arbeit statt. Ich hätte daran teilnehmen können. Ich sollte im Feierabendheim eingesetzt werden.«

»Dann hättest du also bei den Omas und Opas gearbeitet?«

»Ja. Es lag sogar ein Arbeitsvertrag dabei. Ich habe aber bereits in der Schule Bescheid gesagt, dass ich nicht kann. Die haben mich bestimmt schon wieder abgemeldet.« Nun gähnte auch Stefanie. »Ich gehe jetzt wieder in mein Bett.«

»Ja, mach das. Schlaf schön, Steffi.« Kathleen legte sich auf die Seite und drehte ihrer Freundin den Rücken zu.

»Du auch, Leni.« Stefanie nahm ihre Decke und legte sich wieder zurück in ihr Bett.

Als sich kurze Zeit später die Tür fast lautlos öffnete und Kathleens Mutter in das Zimmer trat, schliefen beide Mädchen bereits tief und fest. Die Mutter beugte sich noch einmal zu ihrer Tochter hinunter und küsste sie auf die Wange. Dann ging sie zum Fenster und öffnete es. Auf dem Weg zurück zur Tür sah sie, dass Stefanies Bettdecke verrutscht war. Sie zog die Decke glatt und strich dem Mädchen über das Haar. Nach einem letzten Blick auf ihre Tochter verließ sie das Zimmer der Mädchen und schloss leise die Tür.

# 2

## KAPITEL

### Fünfzehn Jahre später

Friederike Jalaß saß in ihrem Büro am Schreibtisch und war in das Studium einer Akte vertieft. Sie hatte den Kopf in ihre Hand gestützt. Zwischen zwei Fingern klemmte ihr Kugelschreiber. Mit der anderen Hand blätterte sie die Seiten der Akte um. Vor ihr lagen mehrere aufgeschlagene Gesetzbücher. Ihre handschriftlichen Notizen hatte sie über den restlichen Schreibtisch verteilt.

Als das Telefon klingelte, schreckte sie hoch. Sie nahm den Hörer ab und meldete sich mit: »Ja bitte.«

»Eweleit hier. Guten Tag, Frau Jalaß.«

Friederikes Haltung straffte sich automatisch. »Guten Tag, Herr Doktor Eweleit.«

»Seien Sie so nett und kommen Sie bitte in mein Büro.«

»Selbstverständlich. Jetzt gleich?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, jetzt gleich.«

»Nein, es macht mir nichts aus. Ich bin schon auf dem Weg.«

»Schön, dann bis gleich.«

Friederike hörte das Knacken in der Leitung und überlegte, aus welchem Grund Burghard Eweleit sie zu sich in sein Büro bestellte. Schnell stand sie auf und zog sich ihre Kostümjacke an, die sie über ihre Stuhllehne gehängt hatte. Sie hielt einen kurzen Augenblick inne und griff nach ihrem Notizblock und einem Bleistift. Auf dem Weg aus ihrem

Büro strich sie sich ihr Haar zurück. Dann öffnete sie die Tür und sagte zu ihrer Sekretärin: »Silvie. Ich bin auf dem Weg zum Chef.«

Die nickte und fragte mit einem gespielt sarkastischen Unterton in ihrer Stimme: »Korritter?«

Friederike, die bereits an ihr vorbeigeht war, rief über ihre Schulter: »Nein. Doktor Eweleit höchstpersönlich hat mich in sein Büro bestellt.

»Wird es länger dauern?«

»Ich habe keine Ahnung. Er hat nicht gesagt, worum es geht.« Mit diesen Worten schloss Friederike die Tür, durch die das ihr und ihrer Sekretärin zugeteilte Büro vom Flur abgegrenzt war. Sie eilte den Gang zur Treppe entlang. Wie immer, wenn sie in Eile war, nahm sie zwei Stufen auf einmal. Die Zimmer, in denen Burghard Eweleit sein Büro eingerichtet hatte, lagen eine Etage höher als ihr eigenes. Sie erinnerte sich noch an das erste Mal, als sie diesen Weg gegangen war. Vor ihr eine der netten Damen vom Empfang und sie hinterher bis zum Sekretariat von Doktor Eweleit. Dort angekommen, wurde sie der Sekretärin des Chefs vorgestellt. »Guten Tag, Frau Heuzeroth. Ich freue mich Sie kennen zu lernen.«

Nach einem Blick auf das Namenschild hatte Friederike der Sekretärin mit einem freundlichen Lächeln die Hand gereicht und sich über deren Reaktion gewundert. Die Sekretärin hatte verwundert auf Friederikes Hand gesehen, bevor sie zögerlich den Handschlag erwiderte. Offensichtlich erstaunt über diese Geste, antwortete sie mit jenem unverbindlichen Ton, der in diesem Hause üblich war: »Guten Tag, Frau Jalaß. Sie werden schon erwartet.« Dann hatte sie die Sprechstaste an ihrem Telefon betätigt und pflichtgemäß Friederikes Erscheinen gemeldet. Als sie die Stimme des Kanzleichefs vernommen hatte, war sie ohne weitere Umschweife aufgestanden, um Friederike sogleich in sein Zimmer zu führen. Erstmals mit

der Andeutung eines Lächelns, hatte sie das Zimmer, in dem der Seniorpartner einer der bekanntesten Anwaltskanzleien des Landes praktizierte, geöffnet.

Damals wie heute, immer, wenn sie aufgeregt war, spürte Friederike ihr Herz bis zum Hals schlagen. Dabei wusste sie, dass es keinen Grund gab, aufgeregt zu sein.

Nach dem Studium hatte sie überlegt, für welchen Weg sie sich entscheiden sollte. Sicher hätten ihre Noten es ihr ermöglicht, als Richterin oder als Staatsanwältin zu arbeiten, aber sie hatte sich nun einmal für den Beruf als Rechtsanwältin entschieden. So musste sie sich nach erfolgreichem Abschluss ihres Studiums nur noch überlegen, ob sie allein oder aber mit mehreren Kollegen zusammenarbeiten wollte. Wie so oft in ihrem Leben nahm ihr das ihr vorbestimmte Schicksal die Entscheidung ab. Gerade zu dem Zeitpunkt, als sie sich bewerben musste, war in der renommierten Anwaltskanzlei Dr. Eweleit, Korritter, Kadgien und Partner eine Stelle frei. Schon der Stellenanzeige konnte Friederike entnehmen, dass die Kanzlei jemand suchte, der Strafverteidiger werden wollte. Das kam ihr gelegen. Eine solche Stelle würde ihr die Garantie geben, dass sie ihren Beruf auf dem Gebiet ausüben konnte, das am meisten ihren Wünschen entsprach. Sie war sich sicher, dass sie gleichzeitig auch von dem Wissen und der Erfahrung von Doktor Eweleit profitieren würde. Schließlich gab es im ganzen Lande nur wenige Strafverteidiger, die bekannter als er waren. So hatte sie in ihrem Vorstellungsgespräch ihre anfängliche Scheu überwunden und ihm unumwunden ihre Bewunderung zum Ausdruck gebracht. Ihre Hochachtung hatte er zwar nicht kommentiert, aber mit einem wohlwollenden Lächeln quittiert.

Nun vor seinem Sekretariat angekommen, überlegte Friederike, ob sie damals wegen dieser Begeisterung unter allen Bewerbern ausgewählt worden war. Sie verwarf den Gedanken aber

sofort wieder. Schließlich hatten auch seine anderen Partner ein Mitspracherecht, und zumindest einer von denen konnte sie nicht leiden. Allerdings beruhte die Antipathie, die für sie schon im Vorstellungsgespräch spürbar gewesen war, auf Gegenseitigkeit. Friederike hatte seine Abneigung von Anfang an gespürt und sich darüber gewundert. Dennoch beschloss sie, sich nicht abschrecken zu lassen. Da sie beruflich immer nur wenig mit dem Rechtsanwalt Korritter zu tun haben würde, hatte sie sich sehr über ihre Anstellung gefreut. Seither trafen sie immer mit kalter, unpersönlicher Freundlichkeit aufeinander, wann immer sie sich begegneten. Sie klopfte und wartete auf die Aufforderung, eintreten zu dürfen.

Nach dem erwarteten »Herein« trat Friederike ein.

»Guten Tag, Frau Heuzeroth.«

Heute stand die Sekretärin auf und begrüßte Friederike mit einem freundlichen Lächeln. Die Frauen gaben sich die Hand. »Guten Tag, Frau Jalaß. Der Chef erwartet Sie schon. Sie gehen am besten gleich hinein.« Ihr Blick wies verschwörerisch in die Richtung, in der sich das Zimmer von Burghard Eweleit befand.

Frauke Heuzeroth hatte ihre Zurückhaltung gegenüber Friederike längst aufgegeben. Die Sekretärinnen der einzelnen Anwälte pflegten untereinander guten Kontakt. Schon lange war daher bekannt, dass Friederike jedermann gleich behandelte. Es machte für sie keinen Unterschied, ob ein Mandant der Kanzlei vermögend war oder nicht. Für sie zählten nur die Menschen, die Probleme hatten und gezwungen waren, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Diese Probleme mussten gelöst werden. Durch ihre Herzlichkeit und ihr freundliches Wesen nahm sie die Mandanten für sich ein. Sie bildete sich nichts darauf ein, als Anwältin in dieser großen Kanzlei tätig zu sein. Friederike, die vor ihrem Studium selbst eine

Ausbildung zur Rechtsanwaltsgehilfin abgeschlossen hatte, kannte die Belastungen dieses Berufes und hatte allein darum die Achtung vor Leuten, gleich welchen Standes, nie verloren. Wirklich kluge Leute würden sich ohnehin auf ihre Klugheit nichts einbilden. So war es auch nicht verwunderlich, dass Friederikes erste Erfolge nicht lange auf sich warten ließen. Nach einem »In Ordnung«, und einem erneuten kurzen Klopfen, marschierte Friederike, nach dem »Herein« von Burghard Eweleit, mit einem freundlichen Lächeln im Gesicht, in sein Zimmer.

»Schön, dass Sie gleich kommen konnten.« Burghard Eweleit erhob sich und begrüßte sie. »Herr Heech, ich möchte Ihnen Frau Jalaß vorstellen.«

Nur ein kurzer Blick von Friederike in das Zimmer von Burghard Eweleit hatte genügt, um die Situation zu erfassen. Vor dem Schreibtisch des Kanzleichefs saß ein Besucher. Da sich auf dem Tisch Aktenordner stapelten, wusste sie, dass Burghard Eweleit sie mit einem Fall vertraut machen wollte. Sie lächelte den Besucher höflich an und reichte ihm ihre Hand.

»Friederike Jalaß. Guten Tag, Herr Heech.«

Der Besucher erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhl. »Guten Tag, Frau Jalaß.«

»Bitte nehmen Sie Platz«, sagte Burghard Eweleit zu Friederike und wies auf die Stühle vor seinem Schreibtisch. Schon wieder seinem Besucher zugewandt, fragte er: »Herr Heech, möchten Sie etwas trinken?«

»Nein danke. Ich hatte schon einen Kaffee bevor ich herkam.«

»Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

Friederike schüttelte den Kopf. »Nein, danke.« Sie sah ihren Chef erwartungsvoll an und schwieg.

Burghard Eweleit bemerkte ihren Blick und sagte, wie entschuldigend, in Richtung seines Besuchers: »Wir warten noch auf Frau Hohmuth. Sie müsste jeden Augenblick hier sein. Ich

konnte sie zwar nicht selbst sprechen, weil sie gerade telefonierte, aber ihre Sekretärin sagte mir zu, dass sie sie sofort informiert.« Mit einem bedeutungsvollen Blick auf Friederike fuhr er fort: »Sicher hatte sie ein wichtiges Gespräch, das sie nicht sofort beenden konnte.«

Friederike nickte und legte sich ihren Schreibblock auf die Knie. Mit den Daumen und den Zeigefingern beider Hände drehte sie ihren Bleistift. Nur wer sie kannte, konnte dadurch ihre Anspannung bemerken. In diesem Augenblick klopfte es erneut.

»Das wird Frau Hohmuth sein.«

Ohne das »Herein« abzuwarten, stand Anjuta Hohmuth im Zimmer und sprudelte los: »Guten Tag, Herr Doktor Eweleit. Entschuldigen Sie bitte, dass Sie warten mussten. Ich hatte ein langwieriges Telefonat und konnte das bedauerlicherweise nicht eher beenden.«

»Keine Ursache.« Burghard Eweleit hatte sich erneut erhoben und begrüßte Anjuta Hohmuth. Dann wandte er sich erneut an seinen Besucher und sagte: »Herr Heech. Darf ich vorstellen. Das ist unsere Kollegin Frau Hohmuth.«

»Angenehm. Rechtsanwältin Hohmuth.« Anjuta streckte ihren Arm aus und gab Konrad Heech die Hand. Erst jetzt schien sie Friederike zu bemerken. Sie nickte ihr zu mit einem Gesicht, in dem die Freundlichkeit eingefroren zu sein schien.

»Hallo, Anni.« Friederike nickte freundlich zurück.

»Frau Hohmuth. Bitte nehmen Sie doch Platz. Dann kann ich beginnen und Ihnen beiden mitteilen, warum ich Sie hergebeten habe.«

Friederike beobachtete aus ihren Augenwinkeln, dass sich Anjuta, als sie die Worte des Kanzleichefs vernahm, sichtlich entspannt, aber dennoch mit verkniffenem Gesicht, in ihrem Stuhl zurücklehnte. Sie kannte Anjuta und wusste, dass die innerlich von Ehrgeiz zerfressen war und niemandem, außer

sich selbst, Anerkennung und Erfolg gönnte, und sich jetzt wahrscheinlich gerade darüber ärgerte, dass es ihr nicht gelungen war, als erste von ihnen beiden im Büro von Doktor Eweleit zu erscheinen.

»Meine Damen. Ich habe Sie hergebeten, weil ich Sie mit einer ganz ungewöhnlichen Aufgabe betrauen möchte.« Burghard Eweleit legte bedeutungsvoll seine Hand auf den Stapel Akten, der vor ihm lag. »Vorab: Der Fall liegt über fünfzehn Jahre zurück. Dieser Berg Unterlagen betrifft den Vorgang Stefanie Heech. Stefanie ist die Tochter unseres Mandanten. Sie ist kurz vor Vollendung ihres vierzehnten Lebensjahres, im wahrsten Sinne des Wortes, spurlos verschwunden. Es gab seit dem Tag, an dem sie verschwand, kein Lebenszeichen mehr von ihr. So schlimm sich das auch anhören mag.« Burghard Eweleit senkte seine Stimme. »Man hat weder ihre Leiche gefunden, noch gibt es Anhaltspunkte dafür, ob sie noch lebt oder nicht. Herr Heech weiß daher nicht, ob er um seine Tochter trauern muss oder nicht.«

Während er sprach, beobachtete Burghard Eweleit unauffällig seine Anwältinnen. Sie waren im gleichen Alter. Sie hatten zeitweise sogar die gleiche Schule besucht, wie in den Lebensläufen ihrer Bewerbungen zu lesen war. Mehr als diese Gemeinsamkeiten fiel ihm dann zu ihnen augenblicklich nicht mehr ein. Beide Frauen waren so verschieden, dass sie unterschiedlicher nicht sein konnten. Während Anjuta Hohmuth mit der ihr eigenen Art und ihrer zarten Gestalt das Schutzbedürfnis vor allem beim männlichen Geschlecht zu wecken wusste, ließ die sportlich durchtrainierte Figur von Friederike Jalaß deren Selbstbewusstsein errahnen. Allein der Schein täuschte. Zwar mangelte es Friederike nicht an Selbstbewusstsein, jedoch war Anjuta alles andere als schutzbedürftig. Burghard Eweleit hatte schon mehrfach verfolgen können, dass sie bereit war, ohne Skrupel alle Hindernisse,

die sich ihr entgegen stellten, aus dem Weg zu räumen. Auch jetzt konnte er beobachten, wie Friederike Konrad Heech betreten und voller Mitleid ansah, während der Blick von Anjuta Hohmuth eher sachlich interessiert war. Er wusste, dass er sich sicher sein konnte, die richtige Wahl getroffen zu haben. »Herr Heech will, dass wir das Schicksal seiner Tochter aufklären.«

Die Köpfe seiner Anwältinnen wandten sich ihm fast synchron zu. Beide sahen den Kanzleichef fragend an.

»Ja. Wenn ich sage wir, meine ich unsere Kanzlei. Aus diesem Grund habe ich Sie heute auch zu mir bestellt.«

»Dass Rechtsanwälte als Ermittler fungieren, ist aber sehr ungewöhnlich«, ließ Anjuta in der einsetzenden Stille verlauten. Unter dem Blick von Burghard Eweleit senkte sie die Augen und verstummte.

»Frau Hohmuth, Sie haben Recht. Sicher ist das ein ungewöhnliches Anliegen, aber finden Sie nicht auch, dass der ganze Fall ungewöhnlich ist?«, erwiderte der Kanzleichef höflich, aber in einem Ton, der jeglichen Widerspruch ausschloss.

»Ich meinte ja nur, dass mit der Aufklärung eines Verbrechens ansonsten die Polizei und im Höchstfall noch die Staatsanwaltschaft befasst ist.« Anjuta hob ihren Kopf wieder.

»Offensichtlich sind die genauso mit ihrem Latein am Ende, wie auch die von Herrn Heech eingeschalteten Privatdetektive. Die Staatsanwaltschaft hat das Verfahren eingestellt und jetzt sind wir gefragt.«

»Aber, wenn die schon nicht mehr weiterwissen, was können wir dann noch tun?«

»Das, liebe Frau Kollegin, hatte ich bereits gesagt. Wir treten an, um das Schicksal von Stefanie Heech aufzuklären.« Burghard Eweleits Stimme hatte nun einen unduldsamen Ton angenommen.

Friederike sah ihn überrascht an. Was war es, das ihn so

ärgerlich machte? Sie sah zu Anjuta. Deren Gesichtsmuskeln zuckten. Als Friederike spürte, wie aufgeregt Anjuta jetzt war, versuchte sie, die Situation zu entspannen. Mit einem Blick auf die Akten fragte sie: »Ergeben sich für uns aus den Akten Anhaltspunkte, mit denen wir anfangen sollten?«

Diese Frage schien Burghard Eweleit erwartet zu haben, setzte sie doch zugleich voraus, dass er selbst bereits mit dem Fall Stefanie Heech vertraut war. Augenblicklich bekam seine Stimme wieder den normalen warmen tiefen Klang. »Es ergeben sich viele Punkte, mit denen Sie beide sich beschäftigen werden. Ich selbst bin leider aus Zeitgründen dazu nicht in der Lage.« Friederike nickte. »Wenn ich Sie recht verstehe, bedeutet das für uns nicht nur, dass wir die bisherigen Ermittlungen noch einmal nachvollziehen, sondern auch, dass wir eigene anstellen. Welche Mittel und welche Zeit stehen uns dabei zur Verfügung?«

Konrad Heech hatte dem Gespräch scheinbar teilnahmslos beigewohnt. Nun schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen. »Sehen Sie, Frau Jalaß, eigentlich bin ich an dem Tag, an dem meine Tochter verschwand, gestorben.« Er lachte ein bitteres Lachen. »Aber wie Sie sehen, lebe ich noch. Dennoch ist mein Leben seit diesem Tag vorbei. Nun hat ein kinderloser Bruder meines Vaters meinen Brüdern und mir eine dicke Erbschaft hinterlassen. Ich will das Geld aber nicht. Ich will, dass das Schicksal meiner Tochter endlich aufgeklärt wird.« Nur mühsam um Fassung ringend, konnte Konrad Heech den Satz beenden. Er begann lautlos zu weinen.

Umständlich suchte er in seiner Hose nach einem Taschentuch. Friederike griff in ihre Jackentasche und reichte ihm wortlos eine Packung Papiertaschentücher. Konrad Heech nahm die Taschentücher mit einem dankbaren Blick an und behielt sie in seiner Hand.

Burghard Eweleit hatte diese kleine menschliche Geste genau

registriert. Sie bestätigte ihm erneut, dass seine Entscheidung, Friederike einzustellen, die richtige gewesen war. Er hatte sich zu Recht gegen die Meinung seiner Partner durchgesetzt. Es war ihre Natürlichkeit und auch das Feuer, das in ihr brannte, als sie ihm erklärte, warum sie ausgerechnet Strafverteidigerin werden wollte. »Herr Heech hat es auf den Punkt gebracht. Das Honorar, das er der Kanzlei zahlt, wird unsere Bemühungen abdecken. Es gewährt uns Handlungsfreiheit in jederlei Hinsicht.«

Das war es also.

Anjutas Blick löste sich von der unscheinbaren Gestalt ihres Mandanten. Nein, wie jemand, der sich einen der besten Strafverteidiger leisten konnte, sah Konrad Heech wirklich nicht aus. »Bedeutet das, dass Zeit und Kosten keine Rolle spielen?« Ungläubig wanderte ihr Blick zu Burghard Eweleit. Der Kanzleichef atmete einmal deutlich hörbar aus. Dann antwortete er mit einem Lächeln, das Erleichterung vermuten ließ, in Richtung der beiden Frauen: »Ich freue mich, dass Sie unsere Aufgabe erfasst haben.« Er wäre nicht der berühmte Anwalt Eweleit gewesen, wenn er anders auf Anjutas Frage reagiert hätte. Er beherrschte perfekt die Kunst, Kollegen zu maßregeln, indem er mit seinen Worten spielte. Allerdings ließ er ihnen immer ihre Würde. Niemals hätte er Anjuta öffentlich gedemütigt. »Damit können wir dann voller Tatendrang ans Werk gehen.« Burghard Eweleit klatschte in seine Hände und rieb sie aneinander. »Wir werden uns regelmäßig treffen, um die Angelegenheit zu besprechen.«

Anjuta konnte nicht anders. Sie musste sich nach der erlittenen Schlappe wieder in Szene setzen. Darum lächelte sie ein liebenswürdiges Lächeln und fragte schmeichelnd: »Doktor Eweleit, benötigen Sie die Akten noch?«

»Nein, die stehen zur Verfügung.«

»Also Friederike, dann werde ich zuerst die Akten nehmen

und sie heute noch lesen. Du kannst sie dann morgen haben.« Sie wartete das Einverständnis von Friederike nicht ab, sondern erhob sich, um den Aktenstapel an sich zu nehmen. Burghard Eweleit schob ihr die Akten zu. Wer ihn kannte, wusste, dass er gespannt auf Friederikes Reaktion wartete. »Gut, Anni. Du bringst sie mir dann morgen«, erwiderte die gleichgültig, ohne Anjuta anzusehen. » Doktor Eweleit. Ich habe noch eine Frage.«

Anjuta, die den Aktenberg bereits im Arm hatte, verharrte.

»Ja, bitte.«

»Ist Ihr Gespräch mit Herrn Heech für heute beendet?«

»Ja. Ich denke schon. Warum fragen Sie?« Burghard Eweleit sah fragend zu Konrad Heech. Der nickte.

»Es wäre schön, wenn ich mich noch einmal mit ihm unterhalten könnte. Wäre Ihnen das Recht, Herr Heech?«

»Ja.«

»Schön.« Friederike stand auf. »Dann lassen Sie uns bitte in mein Büro gehen.«

Anjuta erstarrte für einen Augenblick. »Ich habe aber jetzt noch einen anderen Termin«, sagte sie in einem ungehaltenen Ton in Friederikes Richtung.

Die erwiderte gelassen: »Kein Problem. Ich mache das auch alleine und berichte dir morgen, wenn du die Akten bringst.« Anjuta legte die Akten noch einmal auf den Schreibtisch, um auf ihre Uhr zu sehen. »Nein. Ich schaffe das nicht mehr. Also gut. Wir sehen uns morgen.« Sie griff wieder nach den Akten und verließ nach einem kurzen Abschiedsgruß und einem bösen Blick auf Friederike das Büro. Friederike wartete geduldig bis Konrad Heech seine Jacke angezogen und sich von Burghard Eweleit verabschiedet hatte. Seine Schiebermütze behielt er in der Hand. Dann verabschiedete auch sie sich und nahm Konrad Heech mit in ihr Büro.

Burghard Eweleit, der beide zur Tür begleitet hatte, blieb mit

einem zufriedenen Gesichtsausdruck zurück. Das Wechselspiel der Gegensätze hatte begonnen. Er war sich sicher, dass am Ende der gewohnte Erfolg stehen würde.

# 3

## KAPITEL

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Herr Heech.« Friederike deutete auf die Besucherstühle und setzte sich hinter ihren Schreibtisch. Während sie die auf dem Tisch liegenden Akten, die sie in der Eile zurückgelassen hatte, zusammenschob und sich Papier bereitlegte, sagte sie mitfühlend: »Sicher ist Ihnen das alles schon oft abverlangt worden. Trotzdem, wenn es Ihnen nichts ausmacht, fangen Sie an und erzählen mir die Sache mit Ihrer Tochter einfach von Beginn an.«

Konrad Heech zog seine Jacke wieder aus und legte sie zu seiner Mütze auf den Stuhl. Dann setzte er sich und sah Friederike mit leeren Augen an. »Sie sind meine letzte Hoffnung.« Er senkte den Kopf.

Sie drang nicht in ihn, sondern ließ ihm Zeit, seine Gedanken zu ordnen.

Als Konrad Heech leise, fast zögerlich begann, hielt er noch immer den Kopf gesenkt: »Seit Januar neunundachtzig ist sie verschwunden. Sie lebte damals schon zehn Jahre bei meiner Mutter. Meine Frau und ich hatten uns scheiden lassen, als sie vier war.« Er hob den Kopf. »Obwohl meine Frau gerne feierte und dann immer Alkohol im Übermaß trank, ist das Erziehungsrecht für Steffi ihr zugesprochen worden. Ulla war eine lebenslustige Frau, die nichts anbrennen ließ.« Er bemerkte Friederikes fragenden Blick und ergänzte: »Das

allein hätte mich vielleicht noch nicht einmal gestört. Aber dann kamen die anderen Männer ins Spiel.« Seine Stimme zitterte. Er räusperte sich.

»Sie haben sie sehr geliebt?« Friederikes Frage klang wie eine Feststellung.

»Ja.« Wieder rang Konrad Heech um Fassung. »Heute mache ich mir Vorwürfe, dass ich nicht mehr um unsere Ehe gekämpft und ihr nicht geholfen habe, als sie mich so sehr brauchte.« Er schluckte. »Ja, ich habe sie sehr geliebt.« Dann atmete er tief durch und fuhr mit fester Stimme fort: »Trotz der Scheidung mussten wir zunächst noch in einer Wohnung bleiben. Das war damals nichts Ungewöhnliches. Ausreichend Wohnraum gab es schließlich nicht. Ich empfand das auch gar nicht als so schlimm, denn so hatte ich Steffi trotzdem noch fast ein Jahr bei mir. Ich hatte immer Angst um sie. Deshalb bin ich auch oft zum Jugendamt gegangen. Geholfen haben die mir allerdings nicht.« Er sah Friederike an und fragte: »Wie alt sind Sie eigentlich?«

»Nicht viel älter, als Ihre Tochter jetzt wäre.«

»Das dachte ich mir schon.« Er blinzelte und sah an Friederike vorbei.

Sie konnte in seinem Gesicht lesen und sehen, dass er mit den Gedanken bei seinem kleinen Mädchen war. Leise fragte sie: »Was geschah, dass Steffi dann zu Ihnen kam?«

»Ich habe sie nach dem Tod meiner Frau wieder zu mir genommen. In dieser Zeit war ich in der Woche, wegen meiner Arbeit, viel unterwegs. Aus diesem Grunde habe ich Steffi zu meiner Mutter gegeben. Sie fühlte sich dort wohl. Meine Mutter und Steffi waren ein Herz und eine Seele.«

»Wusste Steffi damals, wie ihre Mutter gestorben war?«

»Ja. Allerdings hatte ich sie über die wahren Begebenheiten erst kurz vor ihrem Verschwinden informiert.«

»Hatte das einen Grund?«

Konrad Heech nickte. »Als kleines Kind hat sie nie viel nach ihrer Mutter gefragt. Sie vermisste scheinbar nichts. Ihre Oma brachte ihr alles bei. Steffi konnte stricken und backen. Sie lernte tanzen und viele andere Sachen. Sie vermisste nichts. Aus diesem Grund habe ich auch von mir aus nicht über ihre Mutter gesprochen. Ich habe ihr damals einfach gesagt, dass ihre Mutter krank war und dann gestorben ist. Das stimmte in gewisser Weise auch.« Seine Stimme erstickte. »Meine Frau muss sehr verzweifelt gewesen sein, als sie sich ertränkte. Vielleicht war es aber auch nur das Schamgefühl wegen ihrer Alkoholkrankheit.«

Friederike ließ ihm Zeit, sich wieder zu sammeln. »Und welchen Anlass hatten Sie dann, mit Steffi über den Tod ihrer Mutter zu reden?«

»Nach der Scheidung und dem Tod meiner Frau bin ich zunächst allein geblieben. Irgendwann bin ich aber dann doch noch wieder eine Beziehung eingegangen. Meine damalige Lebensgefährtin schenkte mir eine weitere Tochter. Die wollte, als sie alt genug war, wissen, warum Steffi keine Mutter hat und fragte ihre Mutter danach.«

»Die ihr dann die Wahrheit erzählte?« Friederike stützte ihren Kopf in die Handfläche und zog ihre Augenbrauen sorgenvoll hoch.

»Ja.« Konrad Heech nickte bedächtig. »Mit dem Ergebnis, dass die Kleine ihre Schwester trösten wollte. Schließlich war ja deren Mutter ertrunken.« Er seufzte. »Das war ungefähr ein halbes Jahr, bevor Steffi verschwand.«

»Oh, je.«

»Sie können sich sicher denken, dass Steffi mich sofort zur Rede stellte und die Wahrheit wissen wollte.«

Friederike angelte nach ihrem Kugelschreiber und fragte:

»Was haben Sie ihr erzählt?«

»All das, was man mir gesagt hat und das, was ich in der

Zeitung gelesen habe.«

»Das war?«

»Ich habe ihr erklärt, dass ihre Mutter durch Alkohol krank geworden ist und ihrem Leben ein Ende gesetzt hat, indem sie ins Wasser gegangen ist.«

»Wie hat Steffi es aufgenommen?« Friederike begann zu schreiben.

»Sie hat das einfach registriert und auch nicht weiter gefragt.«

»Hat sie Ihnen Vorhaltungen gemacht, weil sie die Wahrheit erst so spät erfuhr?«

»Nein, das Thema war für sie dann erledigt, zumindest nach außen.«

Friederike sah von ihren Notizen auf und blickte direkt in seine Augen. »Geschah noch etwas Ungewöhnliches in der Zeit vor ihrem Verschwinden?«

»Ja. Auf ihrem Schulweg hat sie aus Angst vor irgendwem oder irgendwas immer ein Küchenmesser mitgenommen. Davon habe ich aber erst später erfahren.« Konrad Heech musterte Friederike. Ihr dunkles Haar fiel ihr in großen Wellen bis auf die Schultern. Es nahm ihrer Kleidung die Strenge und machte sie fraulich. Sie hatte ein kluges Gesicht. Dieses Gesicht konnte sich verändern. Er hatte Mitleid und echte Anteilnahme darin gesehen, aber auch Freundlichkeit und Überraschung. Die Stirn in Falten gelegt, lauschte sie jetzt konzentriert seinen Worten und schrieb Notizen auf ihr Blatt Papier. Sie trug einen Ehering an ihrer rechten Hand. »Außergewöhnlich war auch, dass sie meine Mutter in der Woche, bevor sie verschwand, angeschwindelt hatte. Sie hat der Oma erzählt, dass sie nicht zum Kegeln geht, weil die Punktanzeige der Kegelanlage defekt ist.«

»Das stimmte nicht?«

»Nein, denn in der Schule sagte sie einfach, dass sie zum Kegeln nicht mitkommt. Eine Begründung gab sie nicht an.

Sie ist dann nach der Schule alleine nach Hause gefahren. Dort suchte sie leere Flaschen zusammen, um sie abzugeben. Das Flaschengeld durfte sie behalten. Danach fuhr sie zum nahe gelegenen Wald, um ihre kleine Freundin zu fragen, ob sie sie zum Flaschenabgeben begleitet.« Als Konrad Hech Friederikes fragenden Blick bemerkte, fügte er erklärend hinzu: »Diese Freundin ist die Enkeltochter meiner Tante, der Schwester meiner Mutter. Sie müssen wissen: Die Familie meiner Mutter gehörte zu den Vertriebenen. Sie und ihre beiden Schwestern hat der Krieg nach Mecklenburg in dieses kleine Dörfchen verschlagen, und alle sind dort geblieben. So kam es, dass die drei Schwestern damals in Sichtweite wohnten. Tante Lina wohnte allein. Ihr Mann ist nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. Im Haus der Tante Mine wohnten noch ihr Mann, der Lorenz und ein Sohn der beiden mit Frau und Tochter.«

»Also die Freundin von Steffi?«

»Ja. Sie heißt Undine und ist fünf Jahre jünger als Steffi. Trotzdem haben sie immer gut zusammen gespielt. Sie sind in der Woche auch gemeinsam mit ihren Fahrrädern in die Schule gefahren. Nur an den Sonnabenden ist Undine von ihrer Mutter mit dem Moped in die Schule gebracht worden. Damals war ja auch samstags noch Unterricht.« Konrad Hech seufzte.

Friederike unterbrach ihre Mitschrift und sah auf. »Ist Steffi an einem Sonnabend verschwunden?«

»Ja. Aber an jenem Donnerstag, als sie die Undine zum Flaschenwegbringen abholte, fragte sie sie unterwegs, ob sie am Sonnabend mit dem Fahrrad mit zur Schule kommt. Sie soll gesagt haben, dass das besser sei. Wenn irgendeiner kommt, könnte die andere Hilfe holen. Sie drohte ihr an, ihr eine zu ballern, wenn sie nicht mitkommen würde.« Konrad Hech schüttelte den Kopf. »Genauso drückte sie sich aus.

Das sah ihr überhaupt nicht ähnlich.«

»Wie reagierte Undine darauf?«

»Als Steffi sie am Freitag abholte, fragte die ihre Mutter und die gab schließlich ihr Einverständnis.«

»Was geschah dann?«

»Beide sind an diesem Freitag wie gewöhnlich in die Schule gefahren. Steffis Verhalten war völlig normal. Sie soll sogar lustig gewesen sein. Als sie nach Hause kam, erzählte sie meiner Mutter, dass sie am nächsten Tag mit Undine zur Schule fahren wird. Sie machte Hausaufgaben und packte ihren Schulranzen. Zum Abendessen erschien dann mein Bruder Klaus.«

Die eintretende Stille wurde unterbrochen von dem ratschenden Ton, das ein Blatt Papier beim Abreißen vom Schreibblock verursacht. »Welches Verhältnis hatte Steffi zu ihrem Onkel?« Friederike begann einen Stammbaum zu malen und zu beschriften.

»Ein sehr gutes. Genauso wie zu meinem Bruder Kurt. Beide sind unverheiratet und haben ihre Wochenenden immer im Haushalt meiner Mutter verbracht. Allerdings war es wohl eher ein geschwisterliches Verhältnis. Sie nannte beide auch nicht Onkel, sondern sprach sie nur mit Klaus und Kuddi an.« Er beobachtete Friederike und sagte: »Es fehlt noch mein älterer Bruder. Er heißt Karl.«

»Ihre Eltern liebten Vornamen mit dem Buchstaben K?«

»Ja.« Er sah zur Seite und rieb sich den Nacken.

»Was berichtete Ihr Bruder Klaus über diesen Abend?«

»Nichts Besonderes. Sie aßen gemeinsam zu Abend und sahen anschließend fern. Dann schauten sie sich noch ein Fotoalbum an. Ins Bett ist Steffi dann wohl gegen neun gegangen. Morgens ist sie von meiner Mutter geweckt worden. Sie machte sich fertig und aß Frühstück. Kurz nach sieben hat sie dann das Haus verlassen. Von da ab verliert sich ihre

Spur.« Konrad Heech knetete seine Hände.

Friederike legte ihren Kugelschreiber aus der Hand. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, befindet sich doch aber das Haus Ihrer Tante, in dem Undine wohnte, in Sichtweite. Steffi kam dort nie an?«

»Das Haus steht hundert Meter weiter. Auf dem Weg dorthin hätte man Steffi beobachten können. Meine Mutter hat ihr auch häufig nachgesehen, nur an diesem Tag nicht.« Konrad Heech drehte seinen Kopf ruckartig zur Seite, um vor Friederike die Tränen zu verbergen, die ihm ein weiteres Mal an diesem Tag in die Augen schossen. Scheinbar interessiert schien er für eine kurze Zeit das Gemälde an der Wand zu betrachten. Dann wandte er sich wieder Friederike zu. »Jedenfalls kam Steffi im Haus von Undine nie an. Ihre Mutter brachte Undine dann doch mit ihrem Moped in die Schule.« Dann sagte er in einem Anflug von Verzweiflung: »Ich verstehe das nicht. Sie waren verabredet. Als Steffi nicht kam, hätten sie doch nach ihr fragen müssen. Aber nichts dergleichen.« Wieder sah er zum Bild an der Wand.

»Haben Sie denen das irgendwann einmal vorgehalten?«

»Nein. Diese Familie hätte sowieso nichts gesagt. Die hält zusammen. Die würden selbst einen Verbrecher schützen, wenn er aus ihrer Familie stammt.«

Sein verächtlicher Ton ließ Friederike aufhorchen. »Gibt es etwas, was ich wissen müsste?« Sie lauschte in die Stille und beobachtete die Reaktion ihres Mandanten.

Wieder räusperte er sich, bevor er begann. »Dieser Lorenz Seiffe ist vorbestraft. Er hat vier Jahre im Knast gesessen, weil er sich an kleinen Jungs vergangen hat.«

Friederike sah ihn prüfend an. Konrad Heech wich ihrem Blick aus, rutschte in seinem Stuhl hin und her und beeilte sich hinzuzusetzen: »Als er später wieder draußen war und ein kleines Mädchen tot aufgefunden wurde, hat sein eigener

Vater zu ihm gesagt: »Das warst du.« Der Mörder von dieser Kleinen ist nie gefunden worden.«

»War Ihre Tante zu diesem Zeitpunkt schon mit ihm verheiratet?«

»Ja. Sie hielt zu ihm und nicht nur das. Die beiden Söhne, die sie bekamen, kamen erst danach. Einer, der Jüngere, ist jetzt auch schon tot. Der hat sich zu Tode gesoffen. Das war aber noch der bessere von beiden. Der andere ist genauso wie sein Vater.«

»Und wie ist der?«

»Wie war der, wäre richtiger. Auch der Vater ist tot. Man soll ja über Tote nichts Schlechtes sagen, aber zu dem fällt mir nichts Gutes ein. Der war brutal. Er hatte Spaß am Töten. Manchmal hat er das sogar vor unseren Augen gemacht und Tiere umgebracht, einfach nur aus Spaß.«

»Welche Tiere hat er getötet?«

»Kleine Vögel und Mäuse. Denen hat er mit seiner Hand einfach so die Kehle durchgedrückt und wir mussten zusehen.« Die abgearbeitete Hand von Konrad Heech schloss sich zur Faust. Sein Daumen presste sich gegen das untere Glied seines Zeigefingers.

Friederike stellte sich einen kleinen Vogel, dessen Herz aufgeregt schlug, in seiner Hand vor und schüttelte sich.

»Genauso ist sein älterer Sohn. Steffi hatte immer Angst vor dem und machte um ihn einen Bogen. Den habe ich einen Tag, nachdem sie verschwand, gesehen. Er ist mit seinem Auto an mir vorbeigefahren. Seinen Blick werde ich nie vergessen.«

»Herr Heech, ich habe an dieser Stelle noch eine Frage an Sie. Die betrifft den Lorenz Seiffe.« Friederikes Augen hatten den Blick von Konrad Heech eingefangen und fixiert.

»Ja?« Er wechselte seine Sitzhaltung in kürzester Zeit.

»Die Straftaten, die Ihr Onkel begangen hat, betrafen die auch Sie?«

Er löste seinen Blick und sah an ihr vorbei. »Mich, meine

Brüder und auch noch andere kleine Jungen.«

»Das habe ich mir gedacht. Was hat er mit Ihnen gemacht?«  
Die Röte schoss ihm ins Gesicht. Auf seiner Stirn bildeten sich Schweißperlen. Konrad Heech drehte sich zur Seite und rieb sich mit der Hand den Nacken. Friederike konnte spüren, dass ihm die Antwort körperliches Unbehagen verursachte. »Er hat sich vor uns befriedigt und wir mussten dabei zusehen.«

»Wie alt waren Sie damals?«

»Vier oder fünf. Ich weiß das nicht mehr so genau.«

»Hat er Sie auch angefasst?«

Er wischte sich mit der Hand über die Stirn. Leise, kaum hörbar, antwortete er: »Erst hat er sich nur vor uns selbst befriedigt. Später wollte er, dass wir das tun. Er hat unsere Hand genommen und sie dahin geführt.« Dann räusperte er sich und ergänzte mit fester Stimme: »Jedenfalls hat einer der Jungen geredet. Die Eltern von dem haben ihn angezeigt, sodass die Dinge ihren Lauf genommen haben.«

»Ist bei Ihnen zu Hause jemals über die Straftaten von Lorenz Seiffe gesprochen worden?«

Ein bitteres Lachen erklang. »Wo denken Sie hin? Niemals. Mit meiner Mutter hätten wir nie darüber reden können. Sie hätte es nicht ertragen. Diese Schande und dann noch in ihrer eigenen Familie.«

»Konnten Sie oder ihre Brüder denn mit jemand anders darüber reden?«

»Nein, psychologische Hilfe hatte ich damals nicht und auch nicht, als Steffi verschwand. Ich musste immer mit allem allein klarkommen. Vielleicht verstehen Sie mich jetzt, wenn ich sage, dass ich zwar noch lebe, aber eigentlich schon tot bin.«  
Friederike nickte und sagte mitfühlend: »Ich habe selbst eine kleine Tochter und kann mir nichts Schlimmeres vorstellen, als das, dass sie nicht mehr da ist.«

Konrad Heech nickte. »Wenn ihre Leiche gefunden werden

würde, könnte ich um sie trauern. So weiß ich aber nicht, ob ich vielleicht um eine Lebende trauere. Es ist alles so mysteriös. Erst verschwindet sie auf einer Strecke von hundert Metern. Dann finden sich ihr Fahrrad, ihre Schultasche und der Sportbeutel an, unter Ästen versteckt, ebenfalls in der Nähe des Hauses.«

Friederike, die wieder begonnen hatte, sich Notizen zu machen, unterbrach ihn: »Fehlte etwas aus der Schultasche?«

»Ja. Ihr Hausaufgabenheft, das Frühstücksbrot und ein Brief. Alles andere war da.«

»Das ist aber ungewöhnlich. Was war das für ein Brief?«

»Der kam vom örtlichen Krankenhaus und bestätigte Steffis Einsatz. Der war in den Winterferien als Lager für Arbeit und Erholung geplant.«

»Was hatte es damit auf sich?«

»Dieser Brief enthielt einen befristeten Arbeitsvertrag. Steffis Schuldirektor und ich hätten ihn nur unterschreiben müssen. Sie musste aber absagen, weil ich mit ihr in den Winterurlaub fahren wollte.«

Friederike kritzelte etwas auf ihr Blatt, riss es ab und legte es neben ihren Schreibblock.

»Wann haben Sie erfahren, dass Steffi vermisst wird?«

»Am Abend des gleichen Tages bin ich durch die Polizei informiert worden.«

»Wer hat Sie denn eigentlich als erster vermisst und wann?«

»Das war meine Mutter.«

»Kann sie heute noch befragt werden?«

»Nein, sie ist zwei Jahre nach Steffis Verschwinden gestorben. Ich würde sagen, an gebrochenem Herzen.« Konrad Heech atmete schwer. »Was hat Ihre Mutter Ihnen erzählt?«

»Sie hat ihr eine Scheibe Brot mit Butter und Teewurst bestrichen. Die nahm Steffi und steckte sie in ihre Schultasche. Während sie frühstückte sagte sie ihrer Oma, dass sie am Nachmittag

einen Apfelkuchen backen wollte. Dann verabschiedete sie sich bis zum Mittag.«

»Wobei sie aber zum Mittag nicht kam.«

»Richtig. Meine Mutter stellte Steffis Essen warm und schaute dann eine Zeit lang auf den Weg. Sicher um festzustellen, ob sie nun kommt. Mein Bruder wollte meine Mutter beruhigen. Er meinte, dass Steffi bestimmt nachsitzen müsse.« Konrad Heech schüttelte energisch seinen Kopf. »Das hat meine Mutter jedoch sofort ausgeschlossen, weil Steffi noch nie nachsitzen musste. Dann kam Undine und erzählte ihr, dass Steffi sie morgens nicht abgeholt hatte.«

»Das versetzte ihre Mutter sicher sofort in Aufregung, oder?«

»Ja. Sie entschloss sich mit dem Fahrrad zur Lehrerin zu fahren. Die erzählte ihr dann, dass Steffi an diesem Tag gar nicht in der Schule gewesen war. Darüber erschrak meine Mutter so sehr, dass sie das Weitere gar nicht mehr so richtig wiedergeben konnte. Sie muss völlig verzweifelt zurückgefahren sein. Am Haus der Seiffes berichtete sie dann völlig aufgelöst weinend der Tante Mine, dass Steffi verschwunden sei. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich an diesem Tag jedenfalls so, dass meine Brüder einen Arzt holen mussten. Der gab ihr eine Beruhigungsspritze, damit sie überhaupt schlafen konnte.« Konrad Heech presste seine Lippen zusammen.

»Hat an diesem Tag gleich jemand nach Steffi gesucht?«

»Als ich im Haus meiner Mutter eintraf, hatten die Dorfbewohner schon spontan die Suche aufgenommen. Ein Polizeibeamter hat erst meine Mutter und dann mich vernommen. Nachdem unsere Vernehmung beendet war, haben alle Männer noch im Dunklen weitergesucht. Gefunden hat man sie allerdings bis heute nicht. Deshalb bin ich hier.«

Friederike sah ihn an und atmete hörbar ein und aus. »Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass wir sie finden. Versprechen

kann ich Ihnen aber, dass wir unser Bestmögliches tun werden, an der Aufklärung mitzuwirken.« Sie sah ihm direkt in die Augen. »Ich denke, dass wir es hier mit einer Beziehungstat zu tun haben. Ihre Tochter wäre bestimmt nie mit einer fremden Person mitgegangen, oder?«

Wieder füllten sich seine Augen mit Wasser.

»Nein.« Dicke Tränen kullerten über seine Wange. Konrad Heech bemühte sich nicht mehr, sie zu verbergen. »Ich habe meine Tochter verloren. Nur ein Milchzahn ist mir von ihr noch geblieben.« Er wischte die Tränen mit dem Handrücken ab. »Sie müssen mich wirklich für eine Heulboje halten.«

»Wenn ihr jemand Gewalt angetan hätte, hätte das Lärm verursacht. Also werden wir uns auf Personen aus Steffis Umfeld konzentrieren, auf Personen, zu denen sie Vertrauen hatte.«

»Einige dieser Personen sind aber längst tot. Meine Mutter, aber das sagte ich ja schon, und auch mein jüngerer Bruder Kurt. Er ist vor zwei Jahren an Krebs gestorben.«

»Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, dass seit damals so viel Zeit verstrichen ist. Wir werden sehen. Ich werde mir jedenfalls erst mal die Akten ansehen und dann mit meiner Kollegin besprechen, wie und wo wir anfangen.«

Konrad Heech erhob sich, nahm seine Sachen an sich und sagte: »Ich bin mir sicher, dass die Angelegenheit bei Ihnen gut aufgehoben ist.« Er gab Friederike die Hand und behielt sie einen Augenblick länger als gewöhnlich in seiner. »Ich habe nicht mehr viel Kraft. Mir bleibt nur noch die Hoffnung, dass Sie den Fall lösen, so oder so. Bitte melden Sie sich, wenn Sie Neuigkeiten haben oder ich Ihnen helfen kann.«

»Dessen können Sie gewiss sein. Auf Wiedersehen, Herr Heech.« Noch lange nachdem er den Raum verlassen hatte, spürte Friederike, während sie die Blätter auf ihrem Schreibtisch ordnete, den Druck seiner schwieligen, abgearbeiteten Hand. Die ganze Hoffnung in ihm, seine Tochter wiederzufinden, ihr

Schicksal aufzuklären, hatte er in diesen Händedruck gelegt.  
Wieder atmete sie hörbar ein und aus.

# 4

## KAPITEL

»Nun, meine liebe Kollegin. So recht bei der Sache sind wir heute wohl nicht.«

Anjuta drehte sich auf den Bauch, faltete ihre Hände und legte ihren Kopf so darauf, dass sie ihn ansehen konnte. Sie hasste seinen anzüglichen Ton und überlegte, in welcher Form sie diesem begegnen sollte. Dann seufzte sie und sagte: »Ach, ärgere du mich nicht auch noch.«

Er begann ihren Rücken zu streicheln. »Das, meine Süße, liegt mir doch völlig fern. Erzähle, was gibt es?«

»Gewiss hast du schon von meiner neuesten Aufgabe gehört, mit der mich unser verehrter Kollege Eweleit betraut hat?«

»Nein. Darüber haben wir noch nicht gesprochen.«

»Das habe ich mir gedacht. Gut, dann erfährst du es eben von mir.« Insgeheim freute sich Anjuta, dass er es noch nicht wusste. Das eröffnete ihr die Möglichkeit, ihn zu manipulieren. Möglichst gleichgültig sagte sie: »Ich gehöre ab sofort zu den Ermittlungsorganen.«

Er lachte. »Wozu gehörs du?«

»Ja, du hast schon richtig gehört. Seit heute Nachmittag bin ich Ermittler.« Nun klang Empörung aus ihrer Stimme.

»Schön.« Er lachte wieder.

Sie schmolte. »Du hast gut lachen. Schließlich bist du Partner und wirst nicht nach Leistungen bezahlt.«

»Dafür bin ich auch schon etwas länger Anwalt als du.«  
»Ich glaube, dass ich nie Partner werde. Schon gar nicht, wenn ich mir überlege, womit ich ab sofort meine kostbare Zeit verbringen soll.«  
»Du scheinst ernsthaft verärgert zu sein?« Er hörte auf, sie zu streicheln. Sein Interesse war geweckt.  
»Das darfst du annehmen.« Anjuta lächelte und schwieg. Ihm stand die Neugier im Gesicht geschrieben. »Na los, erzähl mal.«  
Sie lächelte weiter.  
Ungeduldig drehte er sich auf den Rücken. »Dann eben nicht. Morgen ist ohnehin Besprechung. Er wird es mir dann sicher selbst sagen.«  
Sie rückte heran und legte sich mit ihrem Oberkörper über seinen Brustkasten. Dann kraulte sie seine Brust und sagte:  
»Nun sei doch nicht gleich säuerlich. Ich erzähle es dir doch.«  
Sie küsste ihn auf sein Kinn. »Er hat mich heute zu sich bestellt. Als ich eintraf...«  
»Hat er dir erst mal auf den Busen gesehen«, ergänzte Edzard Korritter und amüsierte sich über ihr ungläubiges Gesicht. Anjuta hatte sich aber sofort wieder unter Kontrolle. »Das wäre schön gewesen.«  
Sein eben noch schelmenhaftes Gesicht veränderte sich. »Das meinst du nicht ernst?«  
Sie küsste ihn wieder. »Selbstverständlich nicht, du Dummerchen.«  
»Nun ja. Das kann man bei dir nicht so genau wissen. Schließlich bist du fast zwanzig Jahre jünger als ich. In dem Alter und bei deinem Aussehen liegen einem die Männer zu Füßen.«  
»Nicht, wenn man festgelegt ist.«  
Er kokettierte. »Bist du?«  
»Selbstverständlich.«  
»Du meinst auf deinen Ehemann?« Damit hatte er ihren

wundesten Punkt berührt. »Du bist gemein.« Anjuta schmolte wieder. »Ich glaube, ich gehe jetzt und mache mit ihm da weiter, wo wir gerade aufgehört haben.« Sie machte Anstalten, sich zu erheben.

Edzard Korritter hielt sie fest und zog sie wieder zurück. Er hielt sie mit seinen Armen umklammert und sagte: »Entschuldige, mein Liebling. Das war nicht böse gemeint. Aber du weißt, ich bin total eifersüchtig auf ihn.«

Anjuta hatte sich gerne in seine Arme zurückfallen lassen. Sie genoss seine Eifersucht. Dadurch hoffte sie, ihn an sich zu binden. Trotz ihres Altersunterschiedes war Edzard Korritter für Anjuta immer noch ein attraktiver Mann und das in jederlei Hinsicht. Das Sorgerecht für seine vier Kinder wurde nach der Scheidung seiner damaligen Frau zugesprochen. Für alle musste er zwar kräftig Unterhalt bezahlen, aber darüber hinaus hatte er seine Freiheit wiedergewonnen. Diesen Umstand nutzte er auch aus. Sicher, er arbeitete viel, aber nur, um auch genügend Freizeit für sich zu haben. Die verbrachte er mit Sport. Er lief mehrmals die Woche, nicht nur, um einmal im Jahr an einem Marathon teilnehmen zu können, sondern auch, um seine Figur in Form zu halten. Ansonsten genoss er sein Leben in vollen Zügen.

Anjuta hatte oft darüber nachgedacht, ob er sie heiraten würde, wenn sie frei gewesen wäre. Sie war sich aber nicht sicher.

»Nun erzähl schon, womit er dich heute geärgert hat.« Edzard Korritter sah auf den Wecker auf seinem Nachttisch und stellte fest: »Wir haben noch genügend Zeit. In welcher Sache sollst du was ermitteln?«

Sie lag von ihm abgewendet und konnte daher sein Gesicht nicht sehen. Seine tiefe Stimme klang versöhnlich. Anjuta lächelte ein kaltes Lächeln und fragte scheinheilig: »Interessiert dich das wirklich?«

»Selbstverständlich. Mich interessiert alles, was mit dir zu-

sammenhängt.«

»Nun gut.« Nun zeigte auch sie sich versöhnlich. Sie drehte sich zu ihm um und schmiegte sich an ihn. »Als ich zu ihm kam, saß meine Lieblingskollegin schon bei ihm.«

»Die Jalaß?«

»Ja.«

»Wir hätten unser Telefonat eben gleich beenden müssen, als er dich zu sich bestellte.«

»Dann würden wir wohl jetzt nicht hier liegen«, gab Anjuta schlagfertig zurück.

»Das stimmt auch wieder.«

»Jedenfalls war nicht nur meine Freundin bei ihm, sondern auch der Mandant, um den es geht.«

Nun war das Interesse von Edzard Korritter endgültig geweckt. Er wusste, dass es ein wohlhabender Mandant gewesen sein musste, wenn Burghard Eweleit sich persönlich um ihn bemühte. Erst recht, wenn er zwei der bestbezahlten Anwältinnen der Kanzlei hinzuzog. Sicher würde Burghard Eweleit am nächsten Tag von selbst die Rede auf diesen Mann bringen, solange wollte er aber nicht warten. Anjuta zu heiraten, kam für Edzard Korritter nicht in Betracht. Aber verlieren wollte er sie auch nicht. Die Beziehung zu ihr war schließlich sehr bequem für ihn. Aus seiner Sicht bestand eine ernsthafte Gefahr sie zu verlieren dann, wenn Anjuta auf Männer mit Vermögen treffen würde. So spöttelte er jetzt, obwohl er es aber durchaus ernst meinte: »Und war es ein attraktiver Mann?«

»Quatsch. Das ist ein einfacher alter Mann. Der sah aus wie einer, der sich nicht mal ordentliche Klamotten leisten kann.«

»Aber?«

»Aber er hat offensichtlich genügend Geld, um sich einen der teuersten Anwälte Deutschlands leisten zu können. Jedenfalls hat Eweleit gesagt, dass Zeit und Geld keine Rolle spielen.

Ich denke, der weiß, wovon er spricht.« Anjuta setzte spitz hinzu: »Da er die Arbeit aber nicht selber macht, sondern uns damit beauftragt hat, würde mich schon interessieren, was der Mann dafür bezahlt. Den Gefallen könntest du mir eigentlich erweisen.« Sie tätschelte sanft seine Wange.

»Nichts lieber als das. Das interessiert mich auch. Aber worum geht es eigentlich?«

Anjuta schien die letzte Frage überhört zu haben. »Ich weiß sowieso nicht, wie er sich das denkt. Ich werde schließlich nach meinem Umsatz entlohnt und frage mich ernsthaft, was es mir bringt, wenn ich Polizeiarbeit leiste.«

»So wie ich ihn kenne, wird er sich schon Gedanken um dein Honorar gemacht haben.«

»Hoffentlich, denn sonst müsste ich mich anderweitig orientieren. Du weißt ja, dass ich dazu gezwungen wäre.« Anjuta stieß einen gekünstelten Seufzer aus. Sie konnte nicht anders, sie musste ihm einen Stich versetzen. Dass diese Drohung ihre Wirkung nicht verfehlt hatte, sah sie an Edzard Korritters Gesichtsausdruck.

»Ich kümmere mich darum«, sagte er böse.

Anjuta hatte von ihm keine andere Reaktion erwartet. Nur so konnte sie sich sicher sein, dass er ihr nicht entglitt. Schließlich war sie verheiratet und er nicht. Ihr Ehemann, den sie blutjung geheiratet hatte, kam ihr in den Sinn. Ursprünglich war er der Freund ihrer Schwester gewesen. Doch Anjuta wollte ihn unbedingt haben. So hatte sie ihn auch bekommen. Schon damals wusste sie genau, wie sie es anstellen musste, einen Mann zu umgarnen. Schließlich war er nicht ihr erster gewesen. An allen, die vor und vor allem an allen, die nach ihm kamen, hatte sie sich ausprobiert. Nun beherrschte sie die ganze Kunst des Verführens. Doch heute fragte sie sich oft, was ihr damals an ihm so attraktiv erschienen war. Ihre Schwester hatte ihn mit in das Elternhaus gebracht. Zu dem Zeitpunkt

studierte er bereits Jura. Die Stasi finanzierte sein Studium. Da auch sein Vater Angehöriger der Stasi war und es dort zum ranghohen Offizier gebracht hatte, stand für Birger Hohmuth der berufliche Weg schon früh fest. Seine Studienwahl war auch für die von Anjuta entscheidend gewesen. Als die Wende kam und mit ihr der berufliche Absturz von Birger Hohmuth, der zu dieser Zeit schon lange als Vernehmer arbeitete, schloss Anjuta als Jahrgangsbeste ihr Studium ab. Obwohl sie mehrere Stellen in Aussicht hatte, entschied sie sich, eine Tätigkeit in der Kanzlei Doktor Eweleit, Korritter, Kadgien und Partner aufzunehmen. Sie wollte wie auch bisher ihr Leben in vollen Zügen genießen. Dazu brauchte sie Geld und das würde sie dort schon verdienen. Zumindest das hatte sich dann auch bestätigt. Mit der in Aussicht gestellten Partnerschaft taten sich die jetzigen Partner zwar schwer, wobei sie überzeugt war, sich auch diese zu erarbeiten. »Also, ich hatte noch keine Zeit, die Akten zu lesen. Ich habe mir vorhin erst mal nur den Bericht eines Detektivs durchgelesen. Den hatte der Vater beauftragt, als die Polizei ihre Ermittlungen eingestellt hatte. Details wie sonst kann ich dir deshalb auch noch nicht berichten.« Sie hatten es sich zur Angewohnheit gemacht, sich wechselseitig über ihre Fälle auszutauschen. Anjuta fand es ganz praktisch, mit ihm über ihre Arbeit reden zu können. Selbst bei scheinbar aussichtslosen Fällen hatten sie bisher gemeinsam immer eine Lösung gefunden. »Es geht um ein Mädchen, das kurz vor der Wende spurlos verschwand. Sie wollte in die Schule fahren, kam dort aber nie an. Man fand bisher keine Leiche, sondern nur ihr Fahrrad, ihren Schulranzen und ihren Sportbeutel.«

»Fehlte etwas von ihren Schulsachen?«, fragte Edzard Korritter immer noch leicht verstimmt, aber doch schon wieder versöhnlich.

»Ja, ihr Frühstücksbrot, das Hausaufgabenheft und ein Brief,

den sie mit in die Schule genommen hatte.«

»Für ein Tötungsverbrechen recht ungewöhnlich.«

»Das waren auch meine ersten Gedanken. Die Polizei hat ihre Ermittlungen offensichtlich nur in Richtung Sexualstraftat und Tötungsverbrechen geführt.«

»Und dann hat der Täter, als er das Verbrechen ausgeführt hatte, erst einmal in Ruhe gefrühstückt und sich ihr Hausaufgabenheft angesehen? Quatsch, das glaube ich nicht«, fiel Edzard Korritter, nun wieder endgültig interessiert, Anjuta ins Wort.

»Ich auch nicht.« Anjuta bewunderte seine schnelle Auffassungsgabe. »Der Detektiv im Übrigen auch nicht. Er schreibt, dass völlig außer Acht gelassen worden ist, dass die Mutter des Mädchens ungefähr zehn Jahre früher ebenfalls als vermisst galt.«

»Das kann aber Zufall sein. Manche Familien ziehen so etwas an.«

»Stimmt. Das wäre möglich. Was dem Detektiv aber aufgefallen war, ist, dass die Bevölkerung erst dann zur Mithilfe aufgerufen wurde, als das Mädchen schon zwei bis drei Monate verschwunden war. Der Aufruf zur Mithilfe, die Mutter zu finden, erschien jedoch deutlich früher.«

»Es gibt immer Ausnahmen.«

»Ja. Aber ungewöhnlich ist, dass damals keiner der Angehörigen die Leiche der Mutter identifizieren durfte, als sie später gefunden wurde.«

»Was heißt durfte? Das hört sich gerade so an, als ob die darum gebeten haben.«

»Haben die auch. Und nicht nur das. Sie haben auch um die Rückgabe von Sachen gebeten, die mit der Leiche aufgefunden worden sind. Selbst die Herausgabe dieser Sachen ist ihnen verweigert worden.«

»War das bei euch früher so statthaft?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen. Zu diesem Zeitpunkt

habe ich noch mit Puppen gespielt.« Anjuta lachte hämisch und richtete sich auf. Nach einem Blick auf die Uhr legte sie sich wieder neben ihn. »Die Frau ist nach der Scheidung von unserem Mandanten in eine Wohnung gezogen, in der vorher Leute wohnten, die dann später in den Westen ausgereist sind. Sie soll trotzdem auch weiterhin den Kontakt zu diesen Personen gehalten haben. Der Detektiv gelangte zu der Auffassung, dass sie für die Stasi gearbeitet haben könnte.«  
»Dann solltest du sehen, dass du an die Akten herankommst. Die werden schon Aufschluss bringen, so wie die gearbeitet haben.«

»Das wollte ich sowieso.«

»Ich weiß, meine Schöne.« Edzard Korritter strich mit seinem Zeigefinger über Anjutas Stirn. »Hinter dieser Stirn verbirgt sich ein kluger Verstand.«

Anjuta fühlte sich geschmeichelt. »Danke für die Blumen, aber in diesem Fall habe ich sie gar nicht verdient. Unser Detektiv fand schon vor mir heraus, dass ein gewisser Hauptmann Abraham, der in dieser Sache ermittelte, vor der Wende für die Stasi und danach für die Polizei ermittelte.«

»Was willst du denn? Das hört sich doch nach einer spannenden Sache an.«

»Das schon.«

»Aber?«

»Das Problem an der Sache ist, dass wichtige Zeugen und vor allem einige der damaligen Tatverdächtigen schon tot sind.«

»Ja, das erschwert die Sache zwar, aber das muss nicht unbedingt von Nachteil sein.«

»Wie meinst du das?« Anjuta sah Edzard Korritter erwartungsvoll an.

»Ich denke, dass sich die Zunge unter Umständen lockert, wenn ein Zeuge etwas über einen toten Täter sagen kann.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Aber ich glaube, dass

du Recht haben könntest. Einen Lebenden – und vor allem, wenn es ein Familienangehöriger ist – würde man sicher eher schützen als einen Toten.«

»Du sagst es.«

»Na, dann haben wir ja einiges vor.« Anjuta ließ offen, wen sie meinte. Sie sah wieder zur Uhr und erhob sich, um zu duschen. Edzard Korritter, der im Bett geblieben war, hörte aus dem Bad nebenan ihre Stimme. »In dem Dorf, in dem das Kind lebte, standen vor der Wende gerade einmal vier Häuser. In einem davon soll ein konspiratives Objekt der Stasi gewesen sein.«

»Dann muss auf jeden Fall Einsicht in die Stasiakten genommen werden.«

»Das sowieso. Wenn es sich bestätigt, dass so ein Objekt vorhanden war, können wir aufklären, welche Personen sich in diesem getroffen haben.«

Edzard Korritter überlegte und rief dann: »Ein Ansatz wäre auch herauszufinden, wer das Objekt gesichert hat, wer der Führungsoffizier für dieses Dorf und wer Spitzel war.« Er hörte, wie sie auf dem Flur mit ihrer Handtasche hantierte.

»Du meinst informeller Mitarbeiter.« Anjuta trat frisch geduscht und gekämmt in das Zimmer. Er konnte ihr zartes Parfüm riechen.

»Ach ja, du als Frau eines Stasioffiziers kennst dich ja besser mit diesem Vokabular aus.«

In Anjuta schossen Ärger und zugleich ohnmächtige Wut hoch. Bevor sie zu dem Stuhl ging, auf den sie sorgsam ihre Sachen abgelegt hatte, beugte sie sich noch einmal zu Edzard Korritter hinunter und küsste ihn auf den Mund. Ohne sich ihre innerlichen Gefühle anmerken zu lassen, sagte sie lächelnd, in zuckersüßem Ton: »Eines ehemaligen Stasioffiziers, mein Liebling.« Dann, während Edzard Korritter ihr dabei zusehen konnte, begann sie sich aufreizend langsam anzuziehen. Als er daran dachte, dass sie jetzt zu ihrem Mann und ihren